

HEYNE <

Der Autor:

Dieter Hildebrandt, geboren 1927 in Bunzlau, Niederschlesien, studierte in München Theaterwissenschaften. Zusammen mit Sammy Drechsel gründete er die Münchner Lach- und Schießgesellschaft, deren Ensemble er bis 1972 angehörte. Von 1974 bis 1982 arbeitete er mit dem Kabarettisten Werner Schneyder zusammen. Seine TV-Serien *Notizen aus der Provinz* und *Scheibenwischer* wurden große Erfolge. Berühmtheit erlangte er auch durch seine Rollen in Kinoproduktionen wie *Kir Royal* und *Kehraus*. Hildebrandt erhielt zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Grimme-Preis in Gold, Silber und Bronze. Bis zu seinem Tod im November 2013 lebte Dieter Hildebrandt mit seiner zweiten Frau, der Kabarettistin Renate Küster, in München.

Bernd Schröder, geboren 1944 in Aussig, hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Drehbücher geschrieben, darunter *Versunkenes Land*, *Unter Brüdern* und zusammen mit Reinhard Mey dessen Biografie *Was ich noch zu sagen hätte*. Er lebt mit seiner Frau, der Journalistin, Autorin und Moderatorin Elke Heidenreich, in Köln.

Dieter
Hildebrandt
mit Bernd Schröder

Ich musste
immer lachen

Dieter Hildebrandt erzählt sein Leben

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin,
dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum
Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

Taschenbuchausgabe 05/2017

Copyright © 2006 by Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln
Copyright © dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
Zürich, unter Verwendung eines Fotos
von © Kathrin Doepner/Süddeutsche Zeitung Photo
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-60417-9

www.heyne.de

Vorwort

Mein Vater (1909–81), der auf dem bayerischen Dorf der Übermacht aus Katholizismus, christsozialer Gewohnheit und Vergangenheitsverdrängung einen Linksdemokraten und Protestanten entgegensetzte, verehrte Dieter Hildebrandt. Mein Vater hatte den Krieg verloren, war sich seiner Mitschuld bewußt und schämte sich, während, wie Hildebrandt es einmal ausdrückte, »die, die den Krieg verloren hatten, immer weniger wurden«. Dieter Hildebrandt war für meinen Vater der Mann, der die Dinge sagte, die er nur denken, aber nicht ausdrücken konnte. Hildebrandt sagte es stellvertretend für ihn, und er versuchte, an den dörflichen Stammtischen diese in brillante Worte gefaßten Gedanken zu verbreiten. Er schwadronierte mit Ketzerischem und nahm es in Kauf, anders zu sein. Als die Bauern ihre Höfe an die Flughafengesellschaft im Erdinger Moos verkauften und in die Reihenhäuser am Stadtrand zogen, beschimpfte er sie. Freunde machte ihm das nicht, und Kunden, die er für seinen kleinen Pflanzenschutzmittel- und Saatgutbetrieb gebraucht hätte, schon gar nicht. Er war der Rote, der Kommunist, und wir waren die Heidenkinder, deren Vater man belächelte, aber durchaus ertrug. Mein Vater las keine Bücher, kaum die Zeitung, er sah selten fern. Hildebrandt aber ließ er nicht aus. Wenn das Programm der Lach- & Schießgesellschaft übertragen wurde, ging er zum katholischen Pfarrer, der einen Fernseher hatte. Die beiden verband eine seltsame Freundschaft. Natürlich stritten sie sich über das, was die Kabarettisten sagten. Aber ich glaube, der Pfarrer war heimlich derselben Meinung wie mein Vater, und er mochte den Hildebrandt auch.

Wir wuchsen mit Hildebrandt auf, was der sagte oder gesagt hatte, das galt bei uns. Meine Mutter mochte Hildebrandt nicht. Nicht nur, weil sie Vaters Wandlung vom Saulus zum Paulus, vom Nazimitläufer zum aufrechten Demokraten, im Kopf nicht mitvollzogen hatte, sondern auch, weil sie ahnte, daß zwischen dem, was Vater von diesem Hildebrandt an Gedankengut übernommen hatte, und der Tatsache, daß wir stets am Existenzminimum lebten, ein Zusammenhang bestand. So hat Hildebrandt indirekt eine Karriere auf einem bayerischen Dorf verhindert, die meines Vaters.

Hätte mein Vater noch erlebt, daß ich jetzt Dieter Hildebrandts Leben erzählt bekomme und aufschreibe, er wäre ein einziges Mal stolz auf mich gewesen. Meine Mutter fragte mich nur: »Und, ist dieser Hildenbrandt immer noch so frech?«

»Ja«, sagte ich, »aber er heißt Hildebrandt.«

»Sag ich doch, Hildenbrandt, wie mein erster Klavierlehrer.«

Bernd Schroeder, September 2006

Ich hatte die Gutsherrenvorstellung, oben auf dem Kutschbock zu sitzen, mit Zügeln und Peitsche in der Hand und zwei Pferde vorn angeschirrt.

Mein Vater kommt aus der Nähe von Lindow bei Neuruppin in der Mark Brandenburg. Neuruppin war bekannt als Paradeplatz der preußischen Armee.

Lindow ist ein bezaubernder kleiner Ort, umgeben von drei Seen. Auf einem Gut, das etwa 700 Morgen groß war, wuchs mein Vater als vierter Sohn auf. Wie das so war: Der erste Sohn wurde der Erbe, der zweite Pfarrer, der dritte Jurist, und der vierte Sohn wurde meistens weggeschickt, eigentlich ausgewiesen. Mein Vater wurde ausbezahlt, hat einen Wagen gepackt, Pferde eingespannt und ist nach Osten gezogen. Das taten viele, so wurde Schlesien besiedelt. Diese vierten und fünften oder auch sechsten Söhne waren die besten, sagte man, denn die mußten sich durchsetzen. Mein Vater war so einer, der hatte einen schlaunen Kopf, wollte aber unbedingt auch wieder Bauer werden, er hatte eine Leidenschaft für das Agrarwesen.

Erst mal hat er aber auf Wunsch seines Vaters in Grenoble – das war natürlich was ganz Feines – Jura studiert. Aber das hat er nur zwei Semester getan, denn heimlich ist er ohne das Wissen des Elternhauses nach Berlin gezogen und hat dort Landwirtschaft studiert. Subventioniert wurde er dabei von einem Onkel. Dieser Onkel war ein merkwürdiger Typ, ein kleiner Mann, der mir später als Kind wahnsinnig auf die Nerven ging, weil er mir unbedingt Englischlektionen erteilen wollte.

Warum gerade Englisch?

Weil er früher einmal in England gelebt hatte. Er hatte dort eine Fabrik gehabt für irgendwelche Stäbchen für eine Leuchtröhre, die er erfunden hatte. Er war Millionär geworden und hatte eine große Villa in Herrsching, verlor aber dann sein Geld, verarmte und zog später zu uns. Da saß er dann in seinem Zimmer, und immer wenn ich gerade irgendwas anderes machen wollte, sagte er in so einem komischen Oxfordton: Dieter, wollen wir eine Englischlektion haben? Ich sagte dann immer, ich habe überhaupt keine Zeit. Die wirst du aber haben müssen, antwortete er, und mein Vater hat ihn natürlich immer unterstützt. Also gab es Lektionen. Meine Mutter hat ihn gar nicht gemocht, und so war es eine etwas angestrengte Situation, bis er 1938 starb. Er war ein glühender Verehrer von Adolf Hitler. Immer, wenn er morgens zum Frühstück kam, sagte er mit seiner zittrigen Stimme, aber ganz deutlich: »Heil Hitler.«

Wie hieß dieser Onkel?

Ja, wie hieß der? Mein Gott, aus Rache habe ich seinen Namen vergessen, na, der wird mir später wieder einfallen. Ich habe diesen Onkel nicht gemocht. Er verlief sich immer, hatte wohl eine Art Alzheimer. Er vergaß die Wege und fand nicht mehr nach Hause, und mein Vater holte ihn dann immer irgendwo ab.

Dein Vater wollte also wieder Bauer werden, wie die Vorfahren?

Ja, er zog nach Berlin, studierte dort zehn Semester Landwirtschaft, wie gesagt, mit Unterstützung dieses Onkels, der damals noch Geld hatte, und dann wurde er Landwirtschaftslehrer an einer Schule in Löwenberg, einem Städt-

chen etwa dreißig Kilometer von Bunzlau, meiner Heimatstadt, entfernt. Er war ein sehr guter Lehrer. Das weiß ich von seinen Schülern, die ich später kennenlernte. Ich durfte immer deren schriftliche Arbeiten durchsehen und die Fehler anstreichen. Das hat mir mein Vater anvertraut, denn er hatte schon gemerkt, daß ich mit der deutschen Sprache gut umgehen konnte.



Das Geburtshaus und Elternhaus der frühen Jahre

Dann sollte mein Vater eigentlich Direktor der Schule werden, aber er wurde es nicht. Es war immer einer vor ihm. 1932 – da war ich fünf Jahre alt – war die NSDAP sehr stark geworden, aber die durften auf den Straßen nicht marschieren, es gab immer noch ein Verbot für die uniformierten Verbände der Nazis. Also marschierten sie in Reihen auf dem Bürgersteig, rechts eine Reihe und links eine. So marschierten sie unentwegt an unserem Haus vorbei. Und ich sah meinen Vater, wie er etwas beklommen

hinter dem Vorhang auf diese Verbände starrte. Er war ja in einem Haus aufgewachsen, das absolut kaisertreu war und die Demokratie verachtete. Sebastian Haffner hat mal geschrieben, man müsse immer beachten, daß dieses deutsche Volk damals die Weimarer Republik und damit die Demokratie zu 67 Prozent abgelehnt hat. Die haben den Kaiser wieder gewollt, die waren national, und die Bauern waren deutschnational, weil sie von den Monarchen immer gehätschelt wurden. Die Diktatoren haben die Bauern immer erst einmal schuldenfrei gemacht, das hat Hitler auch sofort getan.

Die Bauernsöhne wurden dann auch als erste in den Krieg geschickt.

Allerdings. Die da immer an unserem Haus vorbeimarschierten, das war die SA, und die war der Streitpunkt bei meinen Eltern. Meine Mutter hatte sehr früh schon den Anschluß an die NS-Frauenschaft gefunden. Sie trug schon, bevor Hitler kam, eine braune Kletterweste, so eine wattierte Weste zum Klettern. Das trugen die zusammengesessenen NS-Frauen. Meine Mutter war ganz begeistert von dieser Frauenschaft. Ob sie von Hitler begeistert war, weiß ich nicht, sie wollte einfach mitmachen. Und mein Vater hatte noch die monarchistischen Bedenken gegenüber diesem Gefreiten Hitler. Er war Jahrgang 1889, wie Hitler, und er wurde langsam zu einem Sympathisanten, weil Hitler immer so gute Sachen über die Landwirtschaft sagte. Hitler wollte die Landwirtschaft aus dem »Verjudeten« retten, wie er es in »Mein Kampf« geschrieben hatte. Die ganze Landwirtschaft, hatte er geschrieben, wäre von den Juden aufgekauft worden.

Es fügte sich, daß wir einen Onkel in der Mark Brandenburg hatten, ein Schwager meines Vaters, der ein Rittergut in Küdow besaß, in der Gegend von Fehrbellin. Mit einem

Maschinenwahn hat er das ganze Gut verschleudert, er hat sich alle neuen Traktoren und Maschinen, die auf den Markt kamen, gekauft und sich so verschuldet, daß es irgendwann nicht mehr ging, und dann haben ihm seine Gläubiger das Gut abgenommen. Es war seine eigene Schuld, aber in unserer Familie hieß es, daß es die Juden gewesen sind, die ihm den Hof weggenommen haben. Das war natürlich Quatsch, er hatte Dreschmaschinen, die er gar nicht brauchte, gekauft.

Dieser Onkel Otto war ein etwas verbissener Mann, der nun seinem Schicksal nachtrauerte. Von dem Rest des Geldes, das ihm noch geblieben war, kaufte er sich in Fehrbellin einen kleinen Hof mit hundert Morgen. Das war dann der Punkt: Onkel Otto und mein Vater wurden begeisterte Nazis, weil Hitler sie entschuldete hatte. So hatte Hitler die ganze Bauernschaft auf seiner Seite, und er hat den Bauernverband natürlich mit seinen engsten Leuten besetzt. »Reichsnährstand« hieß das damals. Der wurde von lauter SS-Leuten geführt. Mein Vater bewegte sich im Umkreis dieses Reichsnährstandes mit ganz hohen Parteibonzen und wurde dann ein ganz wichtiges Mitglied.

Du hast gesagt, er habe beklommen hinter dem Vorhang die SA beobachtet. Also war er nicht von Anfang an begeistert?

Ja, als er noch Lehrer in Löwenberg war, da redete meine Mutter auf ihn ein: »Du kannst Direktor der Schule werden, wenn du in die Partei eintrittst, ich habe mit dem Ortsgruppenleiter gesprochen. Er hat gesagt: Wenn er in die Partei eintritt, dann wird er Direktor der Schule werden.« Mein Vater sagte nein. Da ging meine Mutter heimlich zur Ortsgruppenleitung und meldete ihn als Mitglied an, und innerhalb von zwei Monaten bekam er einen Posten als Direktor in Bunzlau.

Ich konnte meinen Vater später nie dazu bringen, zuzugeben, daß er von seiner Parteizugehörigkeit gewußt hat. Und später wollte er auch gar nicht mehr darüber reden. Nach 1945 wußte mein Vater gar nicht, wofür er sich entscheiden sollte. Er entschied sich dann für die Bauernpartei, das war die CSU. Er hat gedacht, wenn er Mitglied der CSU wird, dann wird er wieder Direktor, aber er wurde als Nazi-Mitläufer eingestuft und durfte als solcher kein Amt mehr bekleiden.



Mit drei – 1930



Der Vater (1965)

Gehen wir zurück: Er wurde Schuldirektor, und ihr zogt nach Bunzlau.

Ja. Dort lebte die andere Seite der Familie, die meiner Mutter. Sie stammte aus Grimmen in Sachsen, ihr Vater war dort Ingenieur, hat sich dann in Bunzlau eine Fabrik für Landmaschinen zugelegt und wurde ein hochgeachtetes Mitglied der Bürgerschaft in Bunzlau. Seine Frau, also meine Großmutter, ist Tschechin gewesen. Diese Familie war dem Nationalsozialismus völlig abgeneigt. Meine

Großmutter, die schon etwas älter war, hat meinen Vater beschimpft, weil er Parteimitglied war, und sie nannte Hitler einen »Verbrecher«. Mein Vater haßte seine Schwiegermutter. Ich habe die Großmutter sehr geliebt. Ich war praktisch ihr Kind, ich wohnte bei ihr in der Stadt. Selbst als wir plötzlich aufs Land zogen, war ich noch oft bei ihr. Mein Vater wollte Bauer sein. Er kaufte von einem Tierarzt einen alten Bauernhof, der nicht mehr bewirtschaftet wurde. Den hat er für ganz wenig Geld bekommen, 20.000 Mark für hundert Morgen mit Gebäuden, aber fast schon zerfallen. Dieser Tierarzt mußte ausziehen, weil er sich um nichts mehr kümmerte. Der wohnte in diesem 8-Zimmer-Haus immer nur in einem Zimmer, und wenn ein Zimmer vollgestellt war, zog er in das nächste. Als er im achten Zimmer war, mußte er an meinen Vater verkaufen, und wir zogen rein. Jetzt wurde meine Großmutter für mich noch wichtiger, denn auf dem Hof bei meinen Eltern war es sehr hektisch, und ich mußte immer mitarbeiten, wenn ich dort war. Das Großelternhaus in der Stadt war mir also viel lieber, und da ging ich dann immer auf den Bummel. Als ich erwachsen wurde, konnte ich dort auf die Mädchen schauen. Das konnte man natürlich bei uns zu Hause auf dem Bauernhof nicht so. Unser Hof lag ein Stück außerhalb des Ortes Tillendorf, der wiederum etwa sechs Kilometer von Bunzlau entfernt war, also sehr einsam gelegen, mit einem kleinen Teich, in dem die Frösche quakten, was ich heute noch im Ohr habe, es gab wahnsinnig viele Frösche dort. Kein Radio kam gegen die Frösche an. Ich war acht Jahre, als wir den Bauernhof kauften, ein regelrechtes Verhau. Vorher hatten wir eine Dienstwohnung mit acht Zimmern, und jetzt zogen wir in die Einöde. Mein Vater war darüber hinaus auch noch Wirtschaftsberater und hatte einen Posten als Hauptabteilungsleiter. Er fuhr mit einem eigenen Auto aufs Land und beriet die Bauern, z.B. über Dünger, das fing damals an – wieviel Kali und

wieviel Stickstoff usw. Morgens hat mein Vater unterrichtet, nachmittags fuhr er aufs Land zu den Bauern, und daneben mußte unser Hof bewirtschaftet werden. Also mußte meine Mutter Bäuerin werden, was sie überhaupt nicht gerne gemacht hat.

Aber warum hat sie das mitgemacht?

Meine Mutter war im alten Sinne gehorsam. Und als Bäuerin wurde sie im Dritten Reich auch hoch geehrt, das hat ihr vielleicht gefallen. Aber die Arbeit auf dem Lande hat ihr überhaupt nicht geschmeckt. Mir auch nicht. Es mußte ja alles mit der Hand gemacht werden, Maschinen gab's ja noch nicht so. Wir hatten 12 Kühe, 150 weiße Leghornhühner, die ich auch mit betreuen mußte, wenn ich Zeit hatte, 30 Schweine, 20 Kälber, Gänse, Enten und so weiter.

Ochsen als Zugtiere oder Pferde?

Das ist so eine Geschichte: Als mein Vater uns mitteilte, daß wir aufs Land ziehen, sagte meine Mutter, »oh, muß das sein!?!«. Ich wollte auch nicht, weil alle meine Freunde in Bunzlau waren. Aber mein Vater verführte mich: »Paß auf, du bekommst jetzt dein eigenes Fahrrad.« Damit hat er mich schon mal bestochen. Und dann sagte er: »Wir bekommen auch Pferde«, und Pferde liebte ich sehr. Daraufhin wollte ich auch auf den Hof.

Erst wurde der Hof also etwas hergerichtet, dann zogen wir ein. Es war grauenhaft! Die Zimmer waren ungemütlich und kalt, es gab kein Klo, nur ein Plumpsklo hinter der Scheune, und das Klopapier war das Bunzlauer Stadtblatt.

Nun wollte ich natürlich die Pferde sehen, und da hat mein Vater gezögert. Wir gingen aber in den Stall, und da

waren ein paar Kühe – und zwei Zugtiere. Aber das waren Ochsen! Ich war so was von enttäuscht, ich war meinem Vater so böse, ich wollte doch Pferde. Ich hatte die Gutsherrenvorstellung, oben auf dem Kutschbock zu sitzen, mit Zügeln und Peitsche in der Hand und zwei Pferde vorn angeschirrt.

1935, als wir nun dort hingezogen waren, hat mein Vater seine Bauern, die er als Wirtschaftsberater kennengelernt hatte, zu uns eingeladen, hat sie durch unseren Hof geführt, über die Felder, und hat ihnen den Zustand des Bauernhofes gezeigt. Die haben natürlich alle die Köpfe geschüttelt und gesagt: »Da ist doch nichts mehr zu machen.« Darauf sagte mein Vater: »Ich hole euch in zwei Jahren wieder ab, und dann, das verspreche ich euch, ist das hier ein Musterhof.« Das war damals ein geläufiges Wort im Reichsnährstand. Wenn man einen Musterhof hatte, bekam man eine Plakette verliehen und wurde ausgezeichnet. Nach zwei Jahren hat er wieder alle geholt. Die haben wieder nur die Köpfe geschüttelt und gesagt, das glauben sie nicht. Damit will ich nur sagen, daß mein Vater wirklich in der Lage war, einen Hof zu bewirtschaften und was auf die Beine zu stellen. Er verstand es auch, die richtigen Leute zu beschäftigen, Leute, die von der Landwirtschaft etwas verstanden – zum Beispiel gab es eine polnische Familie, die in einem der zwei Gesindehäuser wohnte, und eine andere Familie, die waren zu dritt. Zu Erntezeiten waren zehn Leute da, und davon wohnten oft drei bis vier in unserem Haus. Wir hatten Roggen, Kartoffeln, Hafer und Mais. Der war für die Hühner. Mein Vater hatte einen richtigen Plan, wie alles ineinandergreift. Wir hatten eine gute Geflügelzucht, die hat meine Mutter übernommen. Die höhere Tochter, die nun Bäuerin war!

Wir hatten einen Hofhund mit Hundehütte, einen Wachhund sozusagen, und einen Dackel. Aber wir hatten keine Jagd. Mein Vater mochte nicht auf Tiere schießen.

Wir haben zwar am Hof geschlachtet, aber da kam der Fleischer, meine Eltern hätten nie ein Tier selbst umgebracht. Die Hühner wurden immer von den Haushalten geschlachtet.

Mein Zimmer ging zum Hof, und wenn ein Schwein geschlachtet wurde, habe ich das immer gehört, das war furchtbar, das hat mir weh getan.

Irgendwann hatten wir dann aber doch auch Pferde und einen Kutscher. Der war ein ziemlich dummer Mensch und hat die Pferde immer geschlagen. Das habe ich dann meinem Vater erzählt, und der hat den Kutscher entlassen. Das hat mir gutgetan, und anschließend haben wir einen Mann bekommen, der gut mit den Pferden konnte.

Ich wollte natürlich auch mal auf einem Pferd reiten. Der Kutscher hat mich draufgesetzt, das Pferd ging vorne hoch, und ich rutschte hinten runter. Seither ist mir das Reiten versagt geblieben, und mein Vater sagte dann auch: »Auf den Pferden wird nicht geritten, die müssen schwer arbeiten, und deshalb haben die am Wochenende frei, es wird nicht auf ihnen geritten.«

Das größte Erlebnis war für mich die Geburt eines Fohlens. Mein Vater hatte mir versprochen, er weckt mich, wenn die Stute ihr Fohlen nachts bekommt. Sie bekam es um drei Uhr, er hat mich wirklich geweckt, und ich habe gesehen, wie das Fohlen auf die Welt kam. Das war großartig, denn nach kürzester Zeit stand es schon auf seinen Beinen, wackelig, und guckte mich an und wollte an die Mutter und wollte trinken. Da hat die Stute ausgeschlagen, sie war kitzelig, und mein Vater sagte, wir werden das mit Kuhmilch machen. Er nahm eine Flasche mit Nuckel drauf, wie für Kinder, und ich bekam die Aufgabe, alle zwei Stunden das Fohlen zu säugen. Das hat den Kopf durch meinen Arm gesteckt, ich hab die Flasche gehalten, und der Geruch von diesem Tier und der Milch und die Tatsache, daß es immer wartete, wenn ich mittags von der

Schule kam, und hinter mir herlief bis in die Küche, das hat mich sehr beglückt. Ich war seine Mama, das war großartig. Und dann kam das Furchtbare: Als mein Fohlen groß war, wurde es zum Ziehen des Pflugs erzogen, und ich mußte das mit ansehen. Das war ganz schlimm.

Ging das finanziell gut mit dem Hof?

Nein, wir hatten nicht viel Geld, mein Vater war immer klamm. Meine Mutter bekam Haushaltsgeld, hatte aber immer abzurechnen. Meine Großmutter mußte oft einspringen, wenn es an Geld fehlte. Sie war eine wunderbare Frau, entzückend, ich habe sie sehr geliebt, die Franziska, die Fanny. Sie war streng katholisch, ging jeden Morgen den Berg runter über eine Gleisanlage drei Kilometer zur Frühmesse, und sie nahm mich oft mit. Ich war nicht katholisch, mein Vater war evangelisch, und zum Entsetzen meiner Großmutter wurde meine Mutter auch evangelisch, weil mein Vater das von ihr verlangt hat. So kam ich manchmal in die Kirche und war fasziniert von dem, was da vor sich ging.

Ich liebte die Großmutter, und mein Vater haßte sie, weil sie immer heimlich meiner Mutter das Geld gegeben hat, über das er dann nicht verfügen konnte. Das gab dann Streit zwischen meinem Vater und meiner Mutter darüber, wer das denn hier eigentlich immer alles bezahlt. Als dann mein Großvater starb, übernahm ein Onkel Walter, den mein Vater nicht leiden konnte, den Familienvorstand.

Dieser Onkel war dann der erste, der seine Fabrik von der Herstellung von Landmaschinen auf Kriegsmaschinen – Kanonen und Maschinengewehre – umrüstete, reich dadurch wurde und nicht zum Militär mußte.

Er hatte einen Prokuristen, der zu unser aller Belustigung in brauner Uniform zur Arbeit in der Fabrik kam. Ab 1939 trugen sie dann aber alle Uniform, auch ich. Der Prokurist

hieß Quegwer, und der wurde von meiner Großmutter wahnsinnig gehaßt, weil er als Parteimann auftrat. Sie nannte ihn immer nur den Nazi, und der hatte das gehört und behandelte meine Großmutter schlecht, indem er ihr die Geldzahlungen beschnitt. Einmal kam er rein, meine Großmutter merkte aber nicht, daß er schon da war, und sagte: »Ach, der Nazi.« Er war wütend, man sah das, und am liebsten hätte er sie angezeigt. Als ich dann später Soldat war und die Russen kamen, sah ich aus dem Schützengraben, wie nachts die Flüchtlinge aus Bunzlau an uns vorbei gegen Westen marschierten. Und der erste, ganz vorne in der Reihe, war Quegwer mit Fahrrad und ohne Uniform, und er hatte es sehr eilig.

Nun hast du also draußen auf dem Hof gelebt und gingst in Bunzlau in die Schule. Wie ging das?

Na ja, bei der Großmutter in Bunzlau konnte ich ja nicht immer sein, weil ich ja auch auf dem Hof helfen mußte.

Zur Schule bin ich immer mit dem Fahrrad gefahren, sechs Kilometer hin, sechs zurück, bei jedem Wetter. Ich hatte das Gefühl, daß meine ganze Schulzeit über immer nur Gegenwind war. Irgendwie war immer Gegenwind. Ich fuhr meistens in einem irrwitzigen Tempo, so daß ich der rasende Radfahrer genannt wurde. Ich spielte immer Tour de France. Wenn ich jemanden vor mir sah, sagte ich mir, den mußt du jetzt einholen, dann bist du schon Dritter, und wenn ich dann in der Schule ankam, riß ich die Hände in die Höhe und sagte, ich habe die Etappe gewonnen. Ich hatte übrigens ein Dürrkopp-Fahrrad.

In Schlesien hatten wir viel Schnee. Ostklima. Anfang November wurde es bitter kalt, und Ende November lag hoher Schnee. Da war mit dem Fahrrad nichts mehr zu machen, und so habe ich eines Tages Skier bekommen und bin die sechs Kilometer mit den Skiern zur Schule nach

Bunzlau. Da wurde ich als Exot angesehen. Durch das Rad- und Skifahren habe ich eine Kondition bekommen, die ich später als Soldat gut brauchen konnte. Wir wurden ja ziemlich gejagt, und ich hatte dann immer noch ein wenig Luft übrig.

Ich fing an, Dialoge zu schreiben, Dialoge zwischen Sachen und Menschen, und da kam zum ersten Mal Witz heraus.

Eingeschult wurde ich in die Martin-Opitz-Schule. Wir waren 28 bis 30 Schüler in einer Klasse. Es war eine große Schule. Bunzlau hatte ca. 20.000 Einwohner, dazu kamen die aus den Umgebungsdörfern. Wir hatten einen Klassenlehrer, Herrn Iben, der hatte weiße Haare, und vor allem hatte er ein Bambusstöckchen, mit dem er uns gerne auf die Hände schlug. Besonders gern machte er das, wenn es regnete und wir nasse Hände hatten, da tat das besonders schön weh. Mich mochte er, und er hat mich gefördert, und so bekam ich nur die Hälfte von den Hieben ab, die andere bekamen, bis zu sieben Hiebe. Aber mit mir war er gnädiger, wahrscheinlich weil er merkte, daß ich mit der Sprache gut umgehen und schon sehr früh ziemlich flüssig lesen konnte. Einmal hat er mich aus meiner Klasse rausgeholt, mit in eine Klasse höher genommen und gesagt: Lies das! So habe ich der Klasse dort vorgelesen, und er sagte zu den Schülern: Seht ihr, so macht man das.

Manche Dinge in der Schule habe ich wie ein Wunder erlebt. Zum Beispiel als ich erkannte, wie viele Möglichkeiten es gab, sich auszudrücken, oder als uns erklärt wurde, daß es die direkte Rede gibt. Das hat mich fasziniert – Doppelpunkt, Anführungszeichen – »Ich heiße

Kuno, wie heißt du?« Dann kommt die Antwort und nichts dazwischen, höchstens sagte er, oder meinte er.

Ich fing an, Dialoge zu schreiben, Dialoge zwischen Sachen und Menschen, und da kam zum ersten Mal Witz heraus. Die Dialoge habe ich meinem Lehrer gezeigt, und so bekam ich weniger Prügel.

Meinem Vater hat das nicht sonderlich gefallen. Er war eher ein Mathematiker, Physiker und Chemiker, er sah meinen Weg mit Mißtrauen und wollte, daß auch ich mich mit Naturwissenschaften beschäftige. Meine Mutter kümmerte sich um meine schulischen Interessen gar nicht, die hatte mit den Hühnern und Gänsen zu tun. Und sie mußte auch immer mit dem Fahrrad in die Stadt fahren, obwohl mein Vater ein Auto hatte. Damit war aber immer er unterwegs.

Mein Vater hatte mich nach der Grundschule mit viel Vertrauen in die Oberschule gebracht und kümmerte sich von da an nicht mehr so richtig um mich. Ich fing an, ein bißchen zu schludern. Ich dachte, das geht so einfach weiter wie in der Grundschule, und fiel ein wenig zurück mit meinen Leistungen. Als es dann zu Latein kam und ich diese Sprache überhaupt nicht mochte, habe ich sie einfach negiert, bis eines Tages ein Zeugnis kam und ich einen saten Fünfer in Latein hatte. Mein Vater sah das und fragte, wie das denn kommen kann. Er war empört. Dann hat er mich ein bißchen abgehört. Er war ein sehr guter Lateiner und Grieche, er hatte in beiden Fächern eine Eins im Abiturzeugnis gehabt und konnte immer noch gut Latein. Er merkte, daß ich gar nichts wußte.

Es war Winter, und die Schulen waren für sechs Wochen zu, weil es keine Kohlen gab und die Schulen nicht geheizt werden konnten. Auch Vaters Schule war geschlossen. Und so saßen wir auf unserem zugeschneiten Hof, Vater arbeitete zu Hause, und er sagte, so, mein Sohn, jetzt werden wir Latein machen. Ich saß ihm nun täglich drei Stunden

gegenüber und mußte danach noch drei Stunden Hausarbeiten machen. Dann mußte ich wieder in sein Zimmer, um ihm die Ergebnisse meiner Bemühungen zu zeigen. Nach diesen sechs Wochen kam ich in die Schule, und was ich sonst immer bei den anderen gemacht habe, nämlich abzugucken, machten jetzt alle bei mir. Mein Vater war durchaus zufrieden mit mir, und ich fand plötzlich Gefallen am Lateinischen. Nur einer war da, der das nicht begriffen hat, das war der Lehrer. Der dachte, ich schwindele, und er nahm mich gar nicht mehr dran, weil er meinte, mit mir sei eh nichts mehr anzufangen. Ich meldete mich, sagte die richtigen Lösungen, und er dachte immer, das sagt mir einer ein. Also kriegte ich nie eine Eins, immer nur eine Zwei, weil er immer dachte, ich schreibe ab, dabei schrieben sowohl mein linker als auch mein rechter Nachbar von mir ab.

Unsere Lehrer, vor allem die alten Lehrer, waren nervös, noch vom Ersten Weltkrieg gebeutelt, sehr unduldsam und deutschnational. Sie waren sehr unangenehm. Und die jungen Lehrer waren an der Front. Mein Mathelehrer, bei dem ich erstmals eine Zwei hatte, kam an die Front und war nach einer Woche gefallen. Das war schlimm für uns.

An einen Lehrer erinnere ich mich besonders gern, Dr. Zwölfer. Der erzählte uns die griechische Antike mit einer großen Wucht. Er hatte immer ein langes Lineal in der Hand, lief durch die Reihen und schlug in dem Moment auf den Tisch, in dem er sagte: »Und Xerxes schlug die Armee ...« Dieser Lehrer hatte einfach noch Temperament. Ansonsten war meine Schulzeit eher unerfreulich.

Ich mußte meine Zeit immer dreiteilen, in Schule, Eltern und Großmutter. Oft habe ich mich zu Hause krank gemeldet, gesagt, mir geht's so schlecht, und dann war ich bei der Oma. Sie hat all meine Geheimnisse gekannt und nie was ausgeplaudert.

Den Hof habe ich gemieden, so viel ich konnte, weil ich ja



Dieter Hildebrandt, Bernd Schroeder

Ich musste immer lachen

Dieter Hildebrandt erzählt sein Leben

Taschenbuch, Broschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

26 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-453-60417-9

Heyne

Erscheinungstermin: April 2017

Im Gespräch mit Bernd Schroeder erzählt Dieter Hildebrandt sein Leben: die bäuerliche Herkunft, die hitlertreuen Eltern, die Jahre in der HJ, als Soldat im Krieg, die Studentenjahre in München. Der Fußball. Die Anfänge auf der Bühne. Die großen Erfolge



Der Titel im Katalog